

Massachusetts 1842: Die 15-jährige Polly zündet die heimische Farm an, ihr brutaler Vater kommt in den Flammen um. Polly und ihr Bruder müssen fliehen und finden Zuflucht bei den Shakern. In dieser religiösen Gemeinschaft mit strengen Regeln wähnt sich Polly sicher vor den Nachstellungen des Brandinspektors Simon Pryor, der den Fall aufklären soll. In der jungen Shakerschwester Charity findet sie eine Freundin und Verbündete. Doch als Polly sich in den Augen der Gemeinschaft als »Seherin« erweist, als eine Auserwählte mit mystischen Visionen, beobachtet man sie auch hier mehr als genau. Wird Polly unter diesen Umständen weiter ihre wahre Geschichte verheimlichen können?

RACHEL URQUHART ist Journalistin und Autorin, sie schreibt u. a. für The New Yorker, Elle, New York Times und Vogue. »Das zweite Gesicht« ist ihr Romandebüt. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in Brooklyn.

Rachel Urquhart

Das zweite Gesicht

Roman

Deutsch von Almuth Carstens

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »The Visionist« bei Little,
Brown and Company, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2017

Copyright © 2014 by Rachel Urquhart

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

nach einem Coverentwurf von Simon & Schuster, UK

Covermotiv: © unter Verwendung der Covermotive:

Nikolina Petolas, Stephen Mulcahey(2), Judy Kennamer/Arcangel
Images; Shaunl/Getty Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71482-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für John, Theo und Simon

Prolog

Die Stadt der Hoffnung 1902

Es ist nicht ungewöhnlich, als junger Mensch zu glauben, das Leben sei einfach. In meinem Fall nahm ich an, dass es wenig von mir fordern würde außer Disziplin und harter Arbeit. Wenn ich beim rituellen Tanz, dem *laboring*, beim Beten und Beichten mein Bestes gab und jedem fleischlichen Verlangen entsagte, würde meine Seele gewiss mühelos ihren Weg nach Zion finden. Und wenn ich dem Glauben als hellstem Stern an meinem Firmament folgte – an dem ich mich am leichtesten orientieren konnte –, würde sich das Universum wie von selbst ordnen. Ordnung bedeutet einem Shaker schließlich alles, und eine Shakerschwester bin ich nun einmal.

Aber wenn wir ehrlich sind, wissen wir, dass uns Vollkommenheit nicht gegeben ist. Wie sehr wir auch versuchen mögen, uns ihren Vorgaben anzupassen, sie beutelt und bauscht sich wie ein schlecht sitzender Mantel, und wir bemühen uns vergeblich, die Nähte zu glätten. Ich kenne diesen Kampf, und jetzt, da ich alt bin, ist mir klar, dass meine jugendlichen Mutmaßungen über den Weg nach vorn auf einem grundsätzlichen Missverständnis beruhten: Ich glaubte, das Leben sei einfach, weil ich glaubte, ich sei einfach. In beiden Punkten irrte ich mich.

Ich konnte nicht wissen, dass selbst in so beständigen Gemeinschaften wie unserer ein einziges Ereignis das Leben auf den Kopf stellen kann. Und obwohl mir dieses Ereignis, als ich zum ersten Mal davon hörte, so unverbunden mit meiner täg-

lichen Existenz erschienen sein mag wie ein Seufzer, gehaucht in einem fernen Land, erwies sich, dass nach dem Tag im August 1837, an dem mehrere junge Schwestern Zeichen aus dem Jenseits empfangen, nichts mehr sein würde wie zuvor.

Die Manifestation fand statt in einer Siedlung weit weg von der unseren, nachdem die dortige Lehrerin an einem plötzlichen Fieber verstorben war. Meine Eldress Schwester Agnes, die früher in dieser Enklave gelebt und unterrichtet hatte, wurde für die Zeit, in der die Ältesten nach einer permanenten Nachfolgerin suchten, in den Norden abberufen. Sie war mehrere Monate lang fort, und da sie mich von Geburt an aufgezogen hatte, vermisste ich sie. Ich war damals knapp zehn Jahre alt, und Schwester Agnes kam für mich von allen, die ich kannte, einer Mutter am nächsten.

Einem Kind missfällt gewöhnlich alles, was es der Aufmerksamkeit eines geliebten Menschen beraubt, und so betrachtete ich das Wunder eines Kontakts mit Gott – denn das war es – als Störenfried und Dieb. Sobald ich meine Eldress zurückhatte, beschloss ich, den Grund für ihre Abwesenheit aus meinem Kopf zu verbannen. Vielleicht wurde mir deshalb die Wichtigkeit dessen, was sie miterlebt hatte, erst später klar. Jetzt weiß ich natürlich, wie töricht die Gemütsbewegungen eines kleinen Mädchens eigentlich sind, und dass eine solch vorsätzliche Blindheit nicht von Dauer sein kann.

Aber so wenig Bedeutung ich dem bemerkenswerten Tag damals auch einzuräumen bereit war, die Geschichte sprach sich herum und verband uns alle als Gläubige, während sie von Gemeinde zu Gemeinde überliefert wurde, bis es niemanden mehr gab, der sie nicht kannte. Schwester Agnes erzählte mir von dem Geschehen, als wäre es ein Gleichnis aus der Bibel, dessen Lehren sie noch entschlüsseln musste. Sie strahlte, als sie sich an die kleinsten Einzelheiten des wunder-

samen Tages erinnerte. Daran, wie laue Lüfte den Geruch von Tomatenranken und den Klang von Liedern, gesungen von Brüdern, die das letzte Heu des Sommers einbrachten, durch die offenen Fenster herantrugen. Wie die Mädchen im Schulhaus – zwischen zehn und vierzehn Jahre alt – sich mit Schönschrift mühten, ihnen die Ohren klangen von den Ermahnungen ihrer Lehrerin, die Buchstaben gleichmäßig, sauber und ordentlich aneinanderzureihen, schlicht und schmucklos wie die Glaubenssätze, an denen festzuhalten wir gelernt haben. Ich wusste, wie die fleißigen Schwestern sich gefühlt haben mussten, ermattet und hypnotisiert vom Summen der Fliegen in der spätnachmittäglichen Hitze, denn auch ich war ein Schulmädchen.

Diese friedliche Szene wurde, wie es meine Eldress schilderte, ganz plötzlich durch einen nie dagewesenen Vorfall gestört. Zuerst trat ein Moment der absoluten Ruhe ein, bevor das Geräusch eines über den Holzfußboden schabenden Möbels ertönte, das Krachen eines umkippenden Pultes, dann herrschte wieder Stille. Virgie Thompson, knapp elf Jahre alt, sprang auf und begann, hin und her zu schwanken. Was sie sah, wusste Schwester Agnes nicht, aber der Blick aus Virgies blauen Augen war starr auf einen Punkt in der Ferne direkt vor ihr gerichtet. Sie gab zunächst keinen Ton von sich, obwohl ihre Lippen sich unablässig bewegten und Silben formten, die ihr aus dem Mund strömten. Ihre Hände flatterten und zuckten, während ihr Kopf sich rasch von einer Schulter zur anderen neigte, immer schneller, bis ihre Haare sich zu einem wirren Knäuel gelöst hatten und es aussah, als würde ihr dünner Hals umknicken.

»Virgie?«, fragte Schwester Agnes. »Geht es dir gut, Kind?« Die anderen hatten Angst hinzuschauen und hefteten ihren Blick weiterhin auf das von ihnen so sorgfältig Aufgezeichnete.

Tu deine Arbeit so, als müsste sie 1000 Jahre halten, stand da, und *als müsstest du morgen sterben*. Ich kannte das Motto – tatsächlich hatte ich es selbst unzählige Male niedergeschrieben. Es war eine der vielen Hinterlassenschaften unserer Geliebten Mutter Ann Lee – Begründerin all dessen, an das wir glauben, dem Herrn Jesus Christus im Himmel ebenbürtig, der die brutalen Hände der Menschen dieser Welt erdulden musste. Obwohl damals bereits seit über einem halben Jahrhundert tot, übte sie aus dem Jenseits immer noch so viel Macht aus wie zu der Zeit, als sie auf Erden wandelte, und meine Eldress hatte die Mädchen aufgefordert, ihre Worte wieder und wieder auf den Seiten vor ihnen festzuhalten, mit derselben blauschwarzen Tinte in derselben sauberen Handschrift.

Das Klappern von Holz auf Holz erfüllte den Raum lauter und lauter, als Virgies Füße gegen das Bein ihres umgekippten Stuhls stießen. Ihre schmalen Hüften begannen, sich ruckartig hin und her zu bewegen, während ihre Arme zitterten und dann erschlafften und Geräusche aus ihrem Mund drangen. Sie kamen tief unten aus ihrer Kehle und ähnelten keiner Äußerung einer menschlichen Stimme, sondern vielmehr einem Knurren, das sich zu einem Stöhnen steigerte und dann zum hohen Klageschrei eines Adlers. Ihre Augen blickten wild, und auf ihrem Gesicht zeigten sich in rascher Abfolge wie das Flackern von Schatten im Kerzenlicht Wonne und Entsetzen, Kummer und Erleichterung.

»Virgie, komm zurück«, flehte Schwester Agnes, kniete sich vor das Mädchen und versuchte, ihre Bewegungen einzudämmen, indem sie sie mit den Armen umschlang. Eine junge Gläubige so gefangen vom Heiligen Geist zu erleben, verstörte sie. Sie hatte erwachsene Männer gesehen, die weinend und sich im Schlamm vor dem Versammlungshaus wälzend ihre Sünden bekannten. Sie hatte beobachtet, wie Bruder Eleazer

Howell sich voller Demut auf Hände und Knie niederließ, um den Boden, auf dem er gestanden hatte, sauber zu lecken. Sie hatte gehört, wie Schwester Thankful Brice lautstark jammern die Fleischeslust in ihrem früheren Leben beklagte. Solche leidenschaftlichen Ausbrüche erfolgten während der Versammlungen und üblicherweise nur bei den Erwachsenen der Gemeinde. Und doch wollte, konnte sich die kleine Virgie hier vor ihr nicht beruhigen.

Aus einer anderen Ecke des Raums ertönte Gesang. Ein seltsames Trällern, anders als alles, was meine Eldress kannte. Divinity Brown, sanft und dunkelhaarig, wirkte wie von glückseliger Heiterkeit erfüllt, während jubelnde Melodien aus ihr aufstiegen. Manche ihrer Worte waren Schwester Agnes vertraut. Es war vom Himmel die Rede, von Honig und einem goldenen Licht. Immer wieder rief sie Mutter Ann an, in Versen, die klangen, als sänge ein ganzer Chor, so kunstvoll und vielschichtig verwob ihre Stimme sie.

Aber dann ging Divinity zu anderen Geräuschen über, einem unheimlichen Geheul, das nicht den geringsten Sinn ergab. Mit dem Trotz einer Dreijährigen skandierte sie: *O sari anti va me, o sari anti va me, vum vum vo, vum vum vo!* Sie wirbelte herum, stampfte mit den Füßen auf, tanzte immer schneller, bis ihre Röcke sich zu einer großen Glocke blähten, aus der ihr zierlicher Oberkörper aufragte wie der Knauf eines Kreisels, der sich unablässig dreht. Ihre Beschwörungen, erst gleichförmig, dann variiert, schienen ihren Körper regelrecht zu verschlucken, als sie das Tempo noch einmal beschleunigte, und mit ihrem breiten Lächeln sah sie aus, als würde ihr Gesicht von innen her verzerrt, während sie weiterhin im Stakkato ihre unsinnigen quasi-lateinischen Verse vortrug. *Ei co lo lo san ti rum, ei co lo lo san ti rum. Vive vive vum vum vum. Vive vive vum vum vum!*

Schwester Agnes erhob sich von ihrem Platz neben Virgie und blieb eine Weile ruhig stehen, dann ging sie mit hochgerecktem Kopf, den Blick fest auf die schwarz gestrichene, als Tafel dienende Leinwand gerichtet, nach vorn, ein Versuch, so erzählte sie mir, ihr Gesicht vor den Schülerinnen zu verbergen. Warum hatte Mutter Ann beschlossen, derartige Wunder innerhalb der engen Grenzen ihres Klassenzimmers zu tun? Wie ungezügelt die Welt des Heiligen Geistes war! Die jungen Schwestern verloren sich in ihr, und meine Eldress fragte sich voller Furcht, wohin sie wohl entschwunden waren. Ganz im Gegensatz zu der Schläfrigkeit des Sommertages war der Lärm hier unbeschreiblich, und als Schwester Agnes ihre Fassung endlich wiedererlangt hatte, vernahm sie ein weiteres ungewohntes Geräusch, das eines Körpers, der zu Boden krachte – die zehnjährige Hannah Whithers krümmte sich zu ihren Füßen, die schmalen Finger ineinander verschlungen, als ob sie betete. Dann verfiel Holly Dearborn in Zuckungen und zappelte mit Armen und Beinen wie eine Vogelscheuche. Adelaide Hatch, eine ernste vierzehnjährige Einzelgängerin, sank auf die Knie und betete fieberhaft und in fremder Zunge. Und schließlich begann Bridey White, die als Einzige an ihrem Pult sitzen geblieben war, zu heulen wie ein Hund.

Meine Eldress setzte sich, faltete die Hände und senkte den Kopf. Es herrschte ein Geschrei wie in einer Irrenanstalt, doch sie beschloss, zu warten und weiterzubeten, bis der Moment verstrichen war.

Auf ihrem Rückweg aus den Werkstätten und Ställen vernahmen die Schwestern und Brüder der Gemeinde den Tumult in der Schule. Sie sammelten sich um die Schwelle der graugrünen Tür, die Schwestern auf der einen Seite, die Brüder auf der anderen. Die Ältesten fingen an zu singen und zu beten, während sie bis weit nach Sonnenuntergang dem Lärm

von drinnen lauschten, und es hieß später zwar, die Alteingesessenen hätten das Ereignis als ein Wunder bezeichnet, aber diejenigen, denen unsere Lebensweise neuer war, fragten sich flüsternd, ob sie etwas Schrecklichem beigezogen hatten.

Als der Mond aufging und der Duft nach Salbei von den Trockengestellen im Kräuterspeicher durch die Nacht zog, begannen die Mädchen, sich zu beruhigen. Schwester Agnes rief sie zu sich, und ihre Schülerinnen traten nacheinander blass vor Erschöpfung ins Freie und schlurften den steinernen Weg entlang, der zu dem mit gelben Schindeln verkleideten Wohnhaus führte. Keiner der anderen Gläubigen sprach, als sie vorbeigingen – tatsächlich wichen alle scheu einen Schritt zurück. Die ermatteten Mädchen wirkten mit ihren leeren Gesichtern nach so vielen Stunden des Tumults, als seien sie weit gereist, und obwohl nur ihre Seelen Botschaften aus der Welt des Heiligen Geistes empfangen hatten, schien es doch, als sei allen Gemeindemitgliedern Bedeutsames übermittelt worden.

Die Nachricht von dem Geschehen verbreitete sich rasch, und es hieß, Mutters Hand hätte begonnen, auch andere junge Schwestern in Siedlungen im Norden und Süden in ähnliche Zustände zu versetzen. Die Schützlinge meiner Eldress mochten zwar als Erste dazu auserwählt worden sein, das Second Awakening anzukündigen, aber wir hörten, dass Abgesandte der Zentrale, die in den Monaten danach die Dörfer des Ostens besuchten, in ihren Tagebüchern vergleichbare Geschichten festhielten. Nicht immer waren die Ereignisse so dramatisch. In Hancock zeichnete eine junge Schwester bunte Bäume auf Papier und beschriftete ihre in leuchtenden Farben gestalteten Blätter mit Gedichten über Frieden und Liebe. Seherinnen – denn mit diesem Namen wurden die von Mutter Ann Auserwählten benannt – durften Dinge anfertigen,

die nicht nur nützlich, sondern auch schön waren, weil sie sie unter göttlichem Einfluss schufen. Wir anderen huldigten Gott wie immer mit unseren Liedern und Tänzen bei den Versammlungen, mit unserem Fleiß und unserer Überzeugung, dass – bis auf die Seherinnen – auf den grünen Wiesen unseres Glaubens kein Grashalm höher wuchs als der andere. Wir wussten, dass Ordnung auf Eintracht beruht, selbst im Angesicht von himmlischem Chaos.

Schwester Agnes spürte, dass der Tag, den sie geschildert hatte, den Anbruch einer außergewöhnlichen Zeit markierte, einer Zeit der Wunder. Warum sonst hätte man danach beschlossen, unsere Siedlungen umzubenennen? Nicht mehr Hancock oder Tyringham oder Watervliet, sondern *Stadt des Friedens, Stadt der Liebe, Tal der Weisheit*. Warum sonst hätten die heiligen Riten begonnen, alle auf ganz bestimmten Hügeln in der Nähe der Gebäude der Church Family? Warum verboten die Ältesten in den größten Dörfern Besuchern aus der Welt plötzlich die Teilnahme an den Sabbatmessen, damit unsere Ekstase sich ungestört äußern und nur von denen miterlebt werden konnte, die ihre Bedeutung verstanden?

Meine Eldress vergaß das Wunder, dessen Entfaltung sie in den Seelen von Mädchen beobachtet hatte, die noch Stunden zuvor nichts als kleine Plaudertaschen gewesen waren, ein Schwarm zwitschernder Spatzen – so gewöhnlich und sorglos wie sie. Es sollte mehrere Jahre dauern, bis eine Seherin auch in die Stadt der Hoffnung kam. Sie tauchte an einem Tag auf, der trüb und schneidend kalt wie eine im Schnee liegen gelasene Metallklinge heraufdämmerte. Und in so bescheidener Gestalt. Wie hätte ich ahnen können, dass ihre Anwesenheit in unserer kleinen, entlegenen Gemeinde – für sie so unvorhergesehen wie für alle anderen – alles ändern würde? Zumindest für mich.

Polly Kimball

Ashland, Massachusetts
Oktober 1842

Sie stopft die Socken ihres Vaters, ohne dabei einen Blick auf ihre Hände werfen zu müssen. Egal, denn in der Küche ist es dunkel bis auf das Licht der alten Argand-Lampe, einem Überbleibsel aus der Zeit ihrer Großvaters Benjamin Briggs, einer schöneren, ihr unbekannteren Zeit. Sie spürt die grobe Wolle, das Piksen ihrer hölzernen Nadeln, während sie ein Netz von einem Ufer des klaffenden Loches zum anderen spinnt. Die Kleidungsstücke, die ausgebessert werden müssen, reichen vom Fußboden bis zu ihrer Taille, aber wenn ihr Vater nicht da ist, herrscht Frieden im Haus, und sie und ihre Mutter reden auch nicht über ihn.

Trotzdem, bald wird er heimkommen. In der Düsternis des späten Nachmittags ist Mamas Gesichtsausdruck melancholisch, und ihre Augen zeigen das Blau eines bemalten Tellers, der zu oft zu fest geschrubbt wurde.

»Ben« sagt sie zu ihrem kleinen Sohn, der am Feuer mit Schnur und Zweigen spielt. »Sammel jetzt deine Sachen ein, sei ein guter Junge. Es gibt gleich Abendessen, und dein Vater ...« Mit dem Gespür eines Rehs für drohende Gefahr schaut sie hoch, als die Tür weit aufgeht und dann zuknallt und der süße Apfelgeruch des Herbstes aus dem Garten hereinweht.

»Komm her!«, knurrt Silas Kimball den Jungen an, lässt sich auf seine knöchigen Knie fallen und presst ihn zu Boden. Das ist Silas' Art zu scherzen – mit seinen rissigen, mit Rin-

der- und Schweinemist überkrusteten Stiefeln, seinen kalten Händen und dem nach Käse und Whiskey stinkenden Bart.

»Nicht runterdrücken!«, schreit Ben. »Nicht runterdrücken!«

Aber obwohl Silas sich noch schwerer auf den Jungen stützt – dessen magerer sechsjähriger Körper daliegt wie ein Schaf, das geschoren werden soll –, gelingt es Ben, sich freizustrampeln und über die Dielen zu rennen, um sich in Mamas Röcken zu verstecken.

»Nicht besser als ein kleines Ferkel, mein Sohn«, sagt Pollys Vater voller Abscheu. »Nichtsnutziger Idiot.«

Polly senkt den Kopf. *Und wessen Schuld ist das?*, denkt sie und erinnert sich, wie sie Ben eines Tages schlafend in seiner Wiege zurückließ, um schnell die Milchkuh zu füttern, bevor er wach wurde. Als sie dann einen Schrei hörte und zum Haus zurückstürzte, sah sie, wie Silas den Kopf des Babys in einen mit Wasser gefüllten Eimer hielt, während Mama versuchte, Ben dem Griff seines Vaters zu entwinden. Jahrelang hatte er sich einen Sohn gewünscht, der ihm auf der Farm helfen würde. Aber Mama war schwach, und sie hatte ein Kind nach dem anderen verloren. Bis Silas, als sie es endlich schaffte, Ben zur Welt zu bringen, so wahnsinnig vor Wut und unter der Bürde nicht enden wollender Schulden geworden war, dass er den Jungen nur noch als eine Last betrachtete, jemanden, den er lieber tot sah, als ihn zusätzlich durchfüttern zu müssen.

Wessen Schuld ist das? Polly würde sich nie verzeihen, dass sie Ben aus den Augen gelassen hatte. Obwohl sie damals erst neun Jahre alt gewesen war, hatte Mama ihr den neugeborenen Bruder anvertraut. Und das Wasser? Es veränderte Ben. Nach jenem Tag sollte aus ihm, so sehr er sich auch in anderer Hinsicht entwickeln mochte, nie mehr werden als ein lieber, verletzlicher Junge. Silas hatte versucht, ihn zu ermorden,

und Polly hatte es nicht geschafft, ihn zu beschützen. *Wessen Schuld...?*

Nach dem Ausbruch ist alles still bis auf das krächzende Atmen ihres Vaters und die gedämpften Schluchzer des Kindes. Mama rührt in einem Topf, und Ben klammert sich an den Rock unter ihrer Schürze. Pollys Nadeln klicken, während sie aufpasst. Sie passt immer auf. Staubflocken tanzen in der nach Fett riechenden Luft und trudeln umher, während ihre Mutter sich durch den Raum bewegt. Sie machen sich lustig über sie, denn Mama besorgt das Kochen und Saubermachen, als wolle sie nicht stören, als wolle sie gar nicht anwesend sein, und doch verursacht der Staub so viel Wirbel.

Silas springt auf, um seinen Kopf unter einen Schwall eisigen Wassers vom Brunnen zu halten. Polly hört ihn prusten und in den Hof spucken. Wie sie ihn verachtet! Es ist ihm nicht gegeben, freundlich zu sein, nicht, solange Polly ihn kennt. Er vernichtet Leben, saugt es in sich auf. Sie stellt sich vor, dass er wie eine gereizte Schleiereule Gewölle aushustet, durchsetzt mit winzigen Knochen.

»Der Getreidehändler schreibt keinen Penny mehr an«, sagt er, als er vom Waschen hereinkommt, die Haare tropfnass, und seine Sorgen vor ihm her poltern wie Steine einen Hang hinunter. »Und da bilde ich mir ein, du und das Mädchen, ihr näht Hauben, während ich mich Tag für Tag auf den Feldern krummschufte.« Er tritt ein Stück näher, und obwohl Mama nicht aufschaut von dem Essen, in dem sie rührt, sieht Polly, wie sich ihre Schultern versteifen.

»Was macht ihr eigentlich den ganzen Tag, verrät mir das.« Seine Stimme ist sanft geworden. »Es ist fast schon Winter, und die Kühe sind noch nicht untergestellt«, sagt er. »Die Kartoffeln sind noch nicht ausgegraben. Ich sehe nichts außer zwei Huren und einem Schwachkopf, die in meinem Haus rumsitzen.«

Dann wendet er sich Ben zu und tut so, als wolle er ihm einen Tritt versetzen, weil er will, dass Mama in seine Richtung sieht, denn er weiß, dass sie sich, um ihren Jungen zu schützen, sofort dazwischenwerfen würde. Sie wirbelt herum, macht einen Schritt auf ihn zu und schiebt Ben hinter sich. Polly legt ihr Flickzeug hin und richtet sich halb auf.

»Schon besser«, sagt Silas und hebt einen Arm. »Da hab ich euch doch wenigstens beigebracht, mich anzusehen, wenn ich rede.« Polly stürzt sich auf ihren Bruder, zieht ihn an sich und bedeckt sein Gesicht, als ihr Vater mit dem Handrücken ausholt und Mama so heftig schlägt, dass sie auf den heißen Eisentopf fällt.

»Das ist für deine Faulheit«, sagt er, während braune Sauce das Oberteil von Mamas verblichenem grünem Kleid durchtränkt. Er drischt erneut auf sie ein. »Das ist für die Kindhure, die ich geheiratet habe. Mein größter Fehler, mich fest zu binden. Und wofür? Einen Wurf Ferkel? Ihr hängt an mir wie haarlose Opossumjunge, ihr drei. Aber das wird sich alles ändern. Ihr werdet schon sehen.«

Er lässt seine Blicke durch den dunkler werdenden Raum schweifen. Polly will, dass er sie anschaut, dass er den Zorn sieht, der in ihr brennt. Sie will, dass er ihre Stärke spürt. Aber auch heute Abend kann sie wie an so vielen Abenden nur aufpassen, aufpassen und Bens Augen und Ohren bedecken.

Dieser Abend ist anders, denkt sie. Es schießt ihr durch den Kopf, obwohl sie nicht weiß, warum. Keine Stunde ist vergangen, seit der Singsang von Bens Stimme die Küche erfüllte. Jetzt greift Silas nach dem Messer, mit dem Mama Möhren und Zwiebeln schneidet, und schwingt es wie ein Kind, das Pirat spielt.

»Da ist noch was«, sagt er. »Das hab ich von einem Herrn gehört, mit dem ich gesprochen habe. Es geht um Testamente

und Land, das kleinen Mädchen vererbt wird. Weißt du was darüber?« Er rückt näher an Mama heran. »Hat dein Papa mich aufs Kreuz gelegt? Lüg nicht. Ich hätte nie gedacht, dass ich mir darüber Sorgen machen müsste, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher. Scheint so, als wären eine Menge Söhne von ihren toten Vätern hängen gelassen worden. Auch von den toten Vätern ihrer Frauen.« Er lacht. »Scheint so, dass Männern nicht mehr zu trauen ist. Wir *machen uns aus dem Staub*.« Er imitiert ein weinerliches Klagen. »Wir *trinken*. Wir *verschulden uns*. Deshalb ist es besser, alles euch Frauen zu vererben, habe ich gehört.«

Polly spürt, dass ihn hinter seiner Wut ein seltsames Hochgefühl durchströmt, das seine Bewegungen beschleunigt. Ihr Herz klopft, während sie ihn mustert. Er steht bei jedem Wirt in der Stadt in der Kreide, aber offensichtlich wurde ihm heute Abend in der einen oder anderen Kneipe seine Ration nicht verweigert.

Er ist ein Außenseiter. Wer hätte ihm einen Schluck spendieren sollen? Und dann der Ausdruck in seinen Augen. In ihnen glitzert etwas, das Fröhlichkeit nahekommmt. Meistens erkennt Polly die Zeichen – sie hat gelernt, so geringfügige Hinweise wie das Geräusch seiner Stiefel auf der Schwelle zu interpretieren –, aber heute weiß sie ihn nicht zu deuten.

»Ich hab mir gedacht, es wär vielleicht ganz schön, ein bisschen Zeit für mich zu haben, das Land hier zu verkaufen – *mein Land* – und mich woanders niederzulassen. So wie es mir Mister Lackaffe geraten hat«, sagt er. »Mich von dir und deiner Brut zu erholen. Kann doch nicht so schwierig sein, oder? Es so einzurichten, dass ich allein bin, meine ich. Schließlich passiert ja dauernd was, oder etwa nicht? Leute werden krank, verschwinden – Fügung des Schicksals nennt man das.« Er schiebt Mama in Richtung Tisch und legt das

Messer hin. Selbst im schwachen Licht der Lampe – deren Docht fast heruntergebrannt ist – fällt Polly die schimmernde Klinge ins Auge. *Mister Lackaffe*.

»Ich hab gesehen, wie ganze Familien gestorben sind«, fährt Silas fort. Er tritt Mama gegen die Beine, sodass sie den Halt verliert, und funkelt sie an, als sie auf dem Boden zusammenbricht und ihren Kopf mit den Armen bedeckt. »Zu Tode kommt man hier leicht«, sagt er. »Es ist das *Leben*, das schwierig ist.«

Er entfernt sich und klopft dabei auf die Schränke, hofft, eine vergessene Flasche Apfelwein zu finden; da er Polly den Rücken zukehrt, sieht er nicht, wie sie aufsteht und Ben behutsam zu ihrem Stuhl geleitet. Sie bewegt sich rasch und langt nach dem Messer, streift mit den Fingern kaum seinen Griff, ehe sie sich schnell auf ihren Platz zurückzieht. Er hat seine Beute gefunden, entkorkt sie und kippt den Alkohol in sich hinein, während er sich wieder dem Raum zuwendet. »Das Problem ist, ich kann nicht viel mehr tun, als dich verprügeln, bis ich weiß, was mir gehört«, nuschelt er und gähnt. »Und jetzt bin ich müde. Aber morgen? Morgen klären wir das. Wir vergewissern uns, dass dein Daddy mich in seinem Testament nicht vergessen hat. Wir sorgen dafür – wie es mir Mister Lackaffe empfohlen hat –, dass du mir die Wahrheit sagst über etwaige Abmachungen zwischen euch. Jetzt nick schon«, befiehlt er, kniet sich hin, packt Mama am Kinn und bewegt ihren Kopf auf und ab. »Ja ... so ist's recht«, sagt er, immer noch an ihr zerrend. »Ja, Silas.«

Er erhebt sich unsicher und schaut Polly mit schiefem Grinsen an. »Dein Glück, dass ich den kleinen Freund hier getroffen habe«, sagt er, hält die Flasche hoch und drückt sie an sich wie einen Säugling, während er durch die Küche schlurft. »Und Glück für dich, dass ich mich jetzt hinlegen muss.« Ein

Stiefel fällt zu Boden, dann der zweite, als er auf den Raum zugeht, wo er jede Nacht mit Mama liegt. »Aber es gibt immer ein Morgen, stimmt's? Zumindest darauf kann man sich verlassen.«

Polly hört, wie er aufs Bett kracht.

Sie kennt die Geschichten über die Familie ihres Vaters. Seine Eltern stammten von ungehobeltem Pack ab, Rohlingen und Raufbolden, Nachfahren eines trunksüchtigen Niederländers von den New Yorker Seen, sagten die Leute in der Stadt. Er war – und würde es immer sein – Silas Kimball, der Sohn gesellschaftlicher Außenseiter mit krummem Rücken und schwarzen, zu Stummeln abgewetzten Zähnen. Sie stanken nach Rauch und Fett und wärmten sich mit Hundefellen, und es hieß, dass sie wie Wilde aussahen, als sie auf der Suche nach Arbeit in den Ort kamen. Seine Mutter machte Puppen aus Stöcken und Maisseide und versuchte, sie gegen Essen und Apfelwein einzutauschen, doch die Figuren wirkten so gespenstisch und bedrohlich, dass sie nicht viel damit verdiente. Als Silas geboren wurde, band sie ihn mit Hanfschnur an sich und stillte ihn vor aller Augen, ohne sich darum zu scheren, dass sie sich entblößte. Die Kimballs vermehrten sich wie Kaninchen, lebten in einer provisorischen Hütte im Wald und stahlen von den Feldern nahe gelegener Farmen – den meisten galten sie, wie Polly gehört hat, kaum als Menschen.

Benjamin Briggs, Pollys Großvater mütterlicherseits, war anders gewesen. Wohlhabend, hieß es, ein gebildeter Kaufmann und Gentleman-Farmer aus Hartford. Aber er konnte das Land, das er urbar gemacht hatte, nicht allein bewirtschaften, und in der Stadt war niemand zu finden, der nicht schon auf den Feldern arbeitete. Und so geschah es, dass er, als der junge Silas bei ihm auftauchte – nicht lange, nachdem dessen Eltern ver-

schwunden waren –, ihm Arbeit und ein Dach über dem Kopf bot. Ob die Vagabunden tot waren oder sich irgendwohin abgesetzt hatten, wusste niemand. Aber durch ihr Verschwinden stand Silas eine hellere Zukunft offen, als er sich jemals hätte erträumen können. So hätte es jedenfalls sein können.

Mama war damals die zehnjährige May Briggs, einzige Angehörige eines Witwers, der den Tod seiner Frau und seines Sohnes im Kindbett betrauerte. Polly stellt sie sich als ein Mädchen vor, das sich anstrenge, die Stelle ihrer Mutter und die Leere im Herzen ihres Vaters auszufüllen; ein Kind, das sich um alles kümmern, die Übersicht über Haus und Hof behalten musste. So war es nur angemessen, dass May bemüht war, den fremden Jungen willkommen zu heißen, wenn ihr Vater es richtig fand, ihn bei sich aufzunehmen. Das hätte ihre Mutter doch sicher auch getan, oder? Also gab sie ihm zu essen und brachte ihm bei, die Hühner zu füttern und die Eier zu finden, die sie im Garten versteckt hatten, die Kühe mit sanftem Ziehen und Drücken zu melken, ohne dass er von ihnen getreten oder der Eimer umgeworfen wurde, so zu sprechen, dass andere Menschen ihn verstanden und nicht mehr als halb Mensch, halb Tier betrachteten. Das tat sie für ihren Vater, damit er eine Sorge weniger hatte.

Polly begriff nie, dass solche simplen Vorgänge zu dem führen konnten, was später geschah. Dass die Leute im Ort tuschelten, die kleine May Briggs habe ihrem Vater das Herz gebrochen, als sie mit dreizehn heimlich Silas heiratete. Dass ein so umsichtiger Farmer wie Benjamin Briggs mit einem stabilen neuen Stall durch einen herabfallenden lockeren Balken ums Leben gekommen war. Dass das Gerücht ging, jemand müsse sich daran zu schaffen gemacht haben, und es gebe nur eine Person, die einem solch anständigen Mann den Tod gewünscht haben könnte.

Silas. Es heißt, er habe angefangen, Benjamin Briggs zu hassen, als er davon zu träumen begann, selbst Besitzer der Farm zu sein. Er vermutete, das Anwesen würde, wenn er May heiratete, von Rechts wegen auf ihn übergehen, aber er kannte sich mit dem Gesetz nicht aus. Er nahm an, dass Eigentum von Mann zu Mann vererbt wurde, wie es immer üblich gewesen war, daher hatte er gute Gründe, Benjamin Briggs den Tod zu wünschen. Trotzdem wusste keiner genau, was wirklich geschehen war. So ist es eben bei »Unfällen«. Eine Menge Verdächtigungen, keine Ermittlung, Fall abgeschlossen.

May war noch ein Mädchen, als Benjamin Briggs starb – verheiratet mit einem Jungen, nur zwei Jahre älter als sie, und schwanger von ihm, allein in einem Leben, das ihr wie auf den Kopf gestellt vorgekommen sein musste. Und obwohl Polly immer wieder nachgefragt hatte, wieso ihr der Großvater durch ein so merkwürdiges Ereignis genommen worden war, wollte Mama es ihr nie sagen. Sie starrte nur verängstigt vor sich hin und wandte sich dann ab. Und schließlich hatte Polly geglaubt, *sie* selbst sei es, die der Farm zum Verhängnis geworden war, denn sie war der Same gewesen, den Mama in sich trug, als alles schiefging.

In ihren Träumen spürt sie sein Gewicht. In so vielen Nächten hat sein beißender Gestank sie eingehüllt, ihre Sinne blockiert, sie der Welt entrissen, die sie sehen und hören und fühlen kann. Sein Fleisch ist kalt, sein schwarzes Haar stachelig; er bewegt sich sicher und nahezu lautlos. Sie schreit nicht, wehrt sich nicht. Wenn er ihr mit einer Hand die Arme hinter den Kopf drückt, schaut sie an ihm vorbei. Sein Schnaufen wird übertönt von Stimmengewirr. Sie empfängt tausend Freundlichkeiten, die aus einem Spalt in der Decke auf sie herabregnen. Sein Bart kratzt an ihrer Wange, und ihr Ohr ist

erfüllt vom nassen Keuchen seines Atems. Trotzdem steigt ihr Geist durch ein Gewimmel von Engeln, die sie umwirbeln wie Nebelfetzen, in die Höhe empor. Die Engel drehen sich. Sie rufen. Wie sie über den Nachthimmel tanzen! Zwar lasten seine Schenkel auf ihr, aber sie können ihr keinen Einhalt gebieten. Sie vermag kaum zu atmen, sich zu rühren, und doch verabschiedet sie sich von den Engeln, lässt den Himmel meilenweit hinter sich und stellt sich vor, wie sie mit weit ausgebreiteten Armen, das Gesicht der Sonne zugewandt, über eine Blumenwiese rennt. Sie verschwindet unter ihm und spaltet sich zugleich auf in zwei Wesen, die sich an den Händen halten, während sie davonfliegen.

So fühlt es sich nachts an: wie eine seltsame Trennung von Körper und Seele, während sie dorthin entflieht, wohin er ihr nicht folgen kann. Aber sie ist einsam und malt sich aus, mit einer Freundin, deren Ellbogen sie streift, spazieren zu gehen. Sie beschwört das Geräusch von Geplauder und Gesang herauf. Sie wird die Sonne in den Schlaf singen und tanzen. Sie wird mit der Weisheit einer alten, hoch aufragenden Eiche sprechen. Ihre Finger werden in der Luft flirren wie Blätter. Sie sehnt sich danach, dieses schmutzige Leben abzuschütteln. Sie ist fünfzehn.

Polly, die Stille, die mit ihrem langen, hoch aufgerichteten Körper am Feuer sitzt, wach jetzt, mit ruhigem Blick. Sie denkt an die von Tageslicht erfüllten Stunden. Tag für Tag sagt sie wenig, wenn sie heimkommt, nachdem sie Miss Laurel in der Schule geholfen hat, außer um Unterstützung anzubieten, wenn ihre Mutter eine Aufgabe nicht allein bewältigen kann. Zusammen füllen sie den Waschzuber und tragen Eimer mit Milch vom Stall ins Haus. Zusammen tränken sie die Schweine, werfen den Hühnern Körner hin, laden Heu in den Futtertrogt. Wenn Polly den Schweiß sieht, der beim But-

tern auf Mamas Stirn glänzt, die blaugrauen Ringe, die sich in der lockeren Haut unter ihren Augen gebildet haben, greift sie nach dem alten Stampfer in ihren schwieligen Händen und übernimmt die langwierige, mühselige Arbeit. Ben ist die Puppe, die sie gemeinsam ankleiden und füttern. Er lächelt, lacht und singt und äußert sich in einer Sprache aus einem anderen Land.

Wie sehr sie sich wünscht, ihr Vater möge verschwinden. Das Feuer knackt. In ihren Ohren klingt die Erinnerung an Bens Schreie nach. Am liebsten würde sie den Jungen immer fest an sich drücken – als ob sie eins wären –, doch in ihren Eingeweiden glimmt der Hass wie Kohle. Wie sehr sie sich wünscht, ihr Vater möge verschwinden.

Schwester Charity

Die Stadt der Hoffnung
Albion, Massachusetts
Oktober 1842

Ich habe nie auf einen weltlichen Namen gehört. Ich bin Schwester Charity und als solche in der Stadt der Hoffnung aufgewachsen, wo ich so tief Wurzeln geschlagen habe, dass meine Schwestern und Brüder in mir einen Baum von großer Stärke sehen. Wir sind insgesamt einhundertachtzehn Menschen, und über fast jeden weiß ich etwas – bis auf die aus der Welt angeworbenen Erntehelfer natürlich und die Streuner, die mit dem schlechten Wetter kommen und mit dem guten gehen und die wir »Winter-Shaker« nennen. Ich bin keine der Waisen, die waggonweise hier eintreffen, wenn ein Mitglied unserer Zentrale sie aus einem Heim freigekauft hat, und auch kein Kind, dessen Eltern am Leben sind und die ihre Sprösslinge, weil sie selbst keine Gläubigen werden wollen, im Stich lassen und aus unserer Mitte verscheucht werden müssen wie Krähen aus einem Kornfeld. Obwohl erst knapp fünfzehn Jahre alt, kann ich die Bürde und Verantwortung einer doppelt so alten Gläubigen schultern. Denn ich bin anders, und darin liegt meine Begabung.

Ich sage dies nicht, weil ich glaube, über meinen Schwestern zu stehen – schon gar nicht jetzt, mit meinem Gebrechen. Aber ich wurde als Säugling nicht einmal einen Monat nach meiner Geburt ausgesetzt, abgelegt auf der Steinschwelle eines der Eingänge zum Versammlungshaus. Leibliche Verwandte habe ich nie gekannt. Einzig meine Shakerschwestern

haben all meine Gedanken, meine Taten, meine Fähigkeiten geprägt. So werde ich neben meinen regelmäßigen Pflichten und der Aufgabe, Arzneimittel zuzubereiten, oft damit betraut, mich um Neuankömmlinge zu kümmern, ohne übermäßige Nachsicht gegen sie zu üben. Es fällt mir zu, den Mädchen die Haare zu waschen und zu schneiden und ihnen ihre Kleider – zerlumpte oder schöne – auszuziehen und gegen schlichte, im Sommer blau gestreifte baumwollene, im Winter braune wollene Kittel einzutauschen. Es ist meine Pflicht, ihnen Medaillons abzunehmen und geliebte Puppen zu entreißen, denn Schmuckstücke oder Spielsachen aus der Welt sind bei uns nicht erlaubt. Das mag hartherzig erscheinen, aber ich sage: Was nützt es einem Mädchen, sich an ein herzförmiges Andenken an seine leiblichen Eltern zu klammern, die nach unseren Geboten aus seinen Erinnerungen verbannt werden müssen? Und wie viel Freude macht es, eine Puppe zu bemuttern, wenn das Mädchen nicht damit rechnen kann, eine derartige Beziehung in seinem realen Leben bei uns jemals zu erfahren?

Was meine eigene Behandlung angeht, so hätte es unseren Gewohnheiten eher entsprochen, dass mich alle Schwestern erziehen, die zur Zeit meines Auftauchens hier anwesend waren – einige hätten mich gefüttert, andere mich gebadet, wieder andere mich getröstet und angekleidet und unterrichtet –, aber weil ich ein Säugling war, wurde ich in die Obhut einer einzigen Gläubigen gegeben. Und das war Schwester Agnes, die bei allen in unserer Siedlung sehr geachtet ist.

Ein Blick auf sie – heute ist sie *Eldress* Agnes – würde nicht erkennen lassen, welche Zärtlichkeit sie sich im Umgang mit mir gestattete, als ich klein war. Ihre blauen Augen schauen streng und bemerken jede Ungeschicklichkeit oder müßige Hand. Und obwohl sie alles andere als alt ist, fasst sie ihr

ergrautes Haar zu einem straffen Knoten zusammen und runzelt die Stirn, sodass ihre Miene ständig missbilligend wirkt. Wer könnte sich vorstellen, wie sie mit ihren rissigen roten Händen meine Babywangen streichelt oder ihre aufrechte Gestalt beim Versteckspiel hinter einen Schrank duckt?

Und doch, wenn wir miteinander allein waren, sang sie manchmal und schaukelte mich mit so viel Hingabe auf ihrem Schoß, wie es eine Mutter mit ihrem leiblichen Kind tun würde. Sie zeigte Geduld, wenn sie mich unsere Tänze und Lieder lehrte, damit ich bei den wöchentlichen Versammlungen die Andacht gut verrichtete. Als ich älter wurde, erzählte sie mir Geschichten über die ersten Seherinnen und wünschte sich, ich möge das Wunder der von Mutter Ann auserwählten Instrumente eines Tages selbst erleben. Natürlich weiß ich weder, was sie damals tatsächlich für mich empfand, noch, was sie jetzt für mich fühlt. Und gewiss wurde jeder Moment der Nähe durch zehn, zwanzig, hundert Situationen aufgewogen, in denen sie nur davon getrieben schien, mich zu einer beflissenen Gläubigen zu erziehen. Ich war die ihr zugewiesene Aufgabe.

Ich vermute, wenn man nicht weiß, woher man kommt oder ob einen auch nur eine einzige Seele auf Erden gern hat, ist es nur natürlich, dass man alles an Liebe nimmt, was man nur ergattern kann – man hält Ausschau, wartet, ist stets auf der Suche nach einem fallen gelassenen Bröckchen. Immer wieder lese ich in den Herzen meiner Mitmenschen, um die unbekanntesten Seiten ihres Wesens zu finden. So habe ich festgestellt, dass unter der harten Schale, die meine Eldress hervorkehrt, ein weicher Kern existiert. Sie kann tatsächlich furchteinflößend sein, aber wie viele andere in unserer Gemeinde trägt sie verborgene Wunden in sich. Oft wählen diejenigen, die hierher kommen, diesen Ort, weil der stets gleiche

Ablauf der Tage Balsam für sie ist, eine Zuflucht, die ein Leben bedingungslosen Glaubens bieten kann.

In fast zwanzig Jahren Dienst an Mutter Ann wurde Schwester Agnes die vielleicht meistgeachtete Schwester bei denen, die ihre Berufung in der Stadt der Hoffnung finden. Sie hatte nicht immer hier gelebt, sondern wohnte zunächst in dem Dorf, das wir heute Tal der Weisheit nennen, eine junge Frau, verletzt und verstoßen von ihrer Familie – sie hat mir von ihrer Vergangenheit erzählt. Mit sechzehn hatte sie den einzigen Jungen geheiratet, den sie überhaupt kannte – einen Farmerssohn von nebenan. Zuerst waren sie glücklich gewesen – als standhafte Shakerschwester fiel es ihr schwer, dies zuzugeben, doch es war die Wahrheit, und Schwester Agnes lügt nicht. Die Zeit verging, und ihr Ehemann erbte die Farm seines Vaters. Er brauche Nachkommen, erklärte er ihr; sie müsse ihm möglichst bald welche schenken. Sie versuchte, seinen Wunsch zu erfüllen, aber ihr Körper presste die Früchte seines Samens so aus sich heraus wie der Frost des Winters Steine aus einem Acker. Sie gebar ihm nichts als Elend, daher begann er, sie zu verprügeln. Es kümmerte ihn nicht, dass ihr Milchgeld die Farm am Laufen hielt und die vielen Palmstrohhäuben, die sie flocht, ihnen das ganze Jahr über Essen und Brennstoff und Saatgut bescherte. Ihn kümmerte nur, dass sie kein Kind zur Welt bringen konnte.

Ich entsinne mich nicht, was meine Eldress dazu bewog, mir all das zu erzählen. Ich kann nur annehmen, dass sie es tat, weil eine gewisse Traurigkeit in mir sie an ihre eigene Vergangenheit erinnerte. Ich war nie eine beliebte Schwester. Respektiert und begünstigt von den älteren Mitgliedern der Gemeinde bekleide ich eine Position, die einzigartig ist. Doch eine solche Bevorzugung hat ihren Preis, denn sie weckt Neid bei den jüngeren Schwestern. Die Provokationen sind immer

geringfügig. Wenn ich meinen Platz am Esstisch einnehme, verspüre ich einen Stich, wenn die Schwester neben mir sich – wenn auch nur ein winziges Stück – von mir abwendet. Greife ich nach meinem Strickzeug, werde ich angerempelt, sodass es zu Boden fällt und einige Maschen aufräufeln. Es gibt Getuschel und plötzliches Schweigen, wenn ich das Klassenzimmer betrete. Ich bin das sonderbarste aller Geschöpfe: eine berühmte Außenseiterin.

Schwester Agnes ist nicht blind für meine Schwierigkeiten. Schon in meiner Kindheit wollte sie mir vermitteln, dass man Grausamkeit überstehen kann. Als sie ihrem Ehemann weglief, musste sie feststellen, dass die Türen ihrer Nachbarn für sie geschlossen waren. Und als sie Zuflucht bei ihren Eltern suchte, wollten diese, weil sie dachten, sie hätten sich die teure Mitesserin bereits vom Hals geschafft, auch nichts mit ihr zu tun haben.

»Da siehst du, wie fadenscheinig Familienbande sind«, sagte sie mir, denn keine Geschichte war es wert, erzählt zu werden, wenn sich daraus nicht eine Lektion lernen ließ. »Aber ich hatte von anderen Frauen gehört, die sich an unseresgleichen gewandt hatten. Wenigstens würde ich zu essen und ein Dach über dem Kopf haben. Wenigstens würde ich in Sicherheit sein.«

Als sie sich frierend und verletzt in das Dorf Watervliet schlepte – unter diesem weltlichen Namen war es damals bekannt –, hatte sie kaum eine Vorstellung davon, was sie erwartete. Die Shaker hießen sie willkommen. Sie verköstigten sie, verbanden ihre Wunden, gaben ihr Kleidungsstücke und ein Bett. Dann boten sie ihr, was am herrlichsten war, die Möglichkeit der Beichte, und als sie damit fertig war, machten sie ihr klar, dass ihre Unfruchtbarkeit ein Geschenk war, dass es die größte Sünde sei, Kinder zu zeugen – sich in irgendeiner

Form der Fleischeslust hinzugeben. So verwandelte sich das, was sie am meisten an sich verachtet hatte, in ihr Seelenheil.

In ihren späteren Jahren wurde Schwester Agnes eine Frau, die man bewunderte, nicht für ihre Warmherzigkeit oder ihren Humor, sondern für ihre Hingabe. Sie forderte von ihren Schützlingen, dass sie denselben Eifer an den Tag legen wie sie, und besonders von mir erwartete sie, dass ich in ihre Fußstapfen trete und ein hervorragendes Mitglied der Gemeinde werde – mit Mutters Segen natürlich. Deshalb hat sie mir vieles beigebracht, noch ehe ich in dem dafür üblichen Alter war. Ich überragte kaum einen unserer Stühle, als ich schon lernte, die Haspel zu betätigen und unsere frisch eingefärbten Garne zu Strängen zu drehen. Auf einem hohen Hocker stehend, spülte ich in der Küche Topf um Topf und presste in der Molkerei genug Käse, um eine ganze Armee damit zu füttern. Die Brüder bauten mir ein winziges Bügelbrett, sodass ich neben meiner Eldress in der Wäscherei stehen und Taschentücher und Servietten bügeln konnte. Im Frühling, Sommer und Frühherbst folgte ich den älteren Schwestern auf die Wiesen und in die Wälder, wo sie Kräuter und Blüten sammelten und zum Trocknen in weiße Laken einschlugen – von nur einer Sorte pro Tag, damit sie nicht versehentlich miteinander vermischt wurden und es bei der Zubereitung der Heilmittel nicht zu fatalen Irrtümern kam. Die Tätigkeit, die ich inzwischen so gut verrichte, erlernte ich, indem ich die Namen der Pflanzen trällerte, zu denen die Blätter, Knospen und Baumrinden gehörten, und sie mit den Leiden verknüpfte, die sie kurieren sollten. »Rührmichnichtan, Frauenschuh, Eisenkraut«, sang ich. »Wassersucht, nervöser Kopfschmerz, Würmer.«

Man könnte meinen, ich sei sehr jung gewesen für eine solche Plackerei, doch das empfand ich nicht so. Die Pflichten, die ich erfüllte, stärkten meinen Glauben. Das wünschte ich

mir vor allem. Reinheit. Fleiß. Keuschheit. Vertrauen. Eintracht. Schwester Agnes mag eine strenge Lehrerin gewesen sein, aber lieblos war sie nie. Tatsächlich denke ich, dazu wäre sie mir gegenüber gar nicht fähig gewesen, denn obwohl ich dies nie offen behaupten würde, verlieh ihr meine Ankunft die Aura der Mutterschaft und gab ihr die Möglichkeit, eine perfekte Shakerschwester aus mir zu formen. Ich war ein Geschenk für sie. Ich war ihr Geschenk an die Gemeinde.

Ich wusste, dass ich in dieser Hinsicht Glück hatte, denn ich sah gelegentlich Grausamkeiten, die an meinen jüngeren Schwestern verübt wurden von denen, die es hätten besser wissen müssen – ältere Gläubige, die mit Falschheit im Herzen zu uns gekommen waren, Gläubige nur dem Namen nach, deren Seelen schon zu sehr von den Schlechtigkeiten der Welt infiziert waren. Ein Ereignis ist mir noch in Erinnerung. Eine kränkliche Schwester, die Clarissa hieß – ungefähr vierundzwanzig Jahre alt –, nahm eine junge Novizin unter ihre Fittiche, die auf den weltlichen Namen Daisy hörte. Das Kind, eine Waise, stammte aus wohlhabenden Kreisen und wies alle Anzeichen eines leichten Lebens auf. Sie war gut genährt und sauber, und Schwester Clarissa – die Luxus nie kennen gelernt hatte – wärmte sich oft die Hände, indem sie sie hinten unter Schwester Daisys Kleid schob, und an bitterkalten Winterabenden vergrub sie ihre Füße unter den Rücken des Mädchens und legte sie in die Hitze seines großzügigen Schoßes. Während Schwester Clarissa immer kränker wurde – ihre Augen brannten fiebrig, und ihre Haut nahm eine grelle Röte an –, offenbarten sich die hässlicheren Seiten ihrer Persönlichkeit, und ihr Schützling hatte es auszubaden.

Eines Tages packte sie die Hand der kleinen Daisy. »Was für ein molliges Pfötchen!«, rief sie aus. »Welche Säfte wohl darin fließen?« Eine Schere lag auf einem Tisch, und sie griff danach

und presste dem Kind die kalte Klinge auf die Haut, sodass leuchtend rot eine Linie Blut hervortrat. Es war schrecklich mitanzusehen, doch da Daisy tapfer war und das Ganze für eine Prüfung ihres Charakters hielt, zuckte sie weder zusammen, noch beklagte sie sich, und ich entsinne mich, wie ich sie dafür bewunderte.

Nicht so Schwester Clarissa. »Du dumme kleine Speichel-leckerin!«, schrie sie. »Habe ich dir nicht wehgetan?« Daisy schwieg weiter, schaute ihrer Betreuerin nur in das fuchstewildes Gesicht. Ich ging Schwester Agnes holen, die schon bald dazukam und die Kranke scharf tadelte. Sonst wurde nichts mehr gesagt. Schwester Clarissa erlag wenig später ihrem Leiden, und die Gläubigen entschuldigten ihr seltsames Verhalten damit, dass es ein bedauerliches Symptom gewesen sei. So wurde ihr Hinscheiden mit geziemendem Respekt zur Kenntnis genommen, obwohl die meisten glaubten, sie sei mit ihrem Tod in eine Sphäre eingetreten, die besser mit ihren Eigenheiten fertigwerden würde.

Ich erwähne dies nur, weil es Zeiten gibt, in denen die große Güte von Gläubigen so fragil ist wie der Flügel einer Libelle. Schwester Clarissa litt Schaden vor ihrer Ankunft in unserer Mitte, ich dagegen habe in meinem Leben weder seelische noch materielle Not erfahren, daher rechne ich es mir als Pflicht an, zu akzeptieren und zu verzeihen. Ich sehe, wie wir jeden Tag geben und arbeiten und beten und uns durch tiefe, aufrichtige Verneigungen vor den geistigen Kräften erniedrigen, denen wir bei unseren Messen begegnen. All dies tun wir, um unser fleischliches Verlangen zu dämpfen, um zu besiegen, was das unvermeidliche Resultat eines Lebens im Schmutz der Welt ist, um hier auf Erden einen zweiten Himmel zu erschaffen. Nicht jede Seele kann solche Opfer bringen.

Es nützt mir jedoch wenig, in der Vergangenheit zu verweilen – besonders dann nicht, wenn ich mit Problemen konfrontiert bin, wie sie mich gegenwärtig plagen. Letzte Woche zeigte sich beim Waschen das erste Aufblühen eines Mals, einer farnförmigen rosa Strieme über den Rippen auf meiner linken Körperseite. Da ich so etwas noch nie gesehen hatte – es ist noch keine Gläubige zu mir ins Behandlungszimmer gekommen und hat mich gebeten, ihre Haut zu bleichen –, überraschte mich der Anblick. Mit jeder Stunde wurden die Spiralen röter und bedeckten bald schon meinen Bauch und den Ansatz meiner Beine. Als sie schließlich auch den Hals überzogen und meinen hohen Kragen überragten, konnte ich sie nicht mehr verheimlichen.

Sie ängstigten mich – sie waren so absonderlich. Ich fand keine Bezeichnung für meinen Zustand, keine Erwähnung in den medizinischen Journalen, die wir seit Jahrzehnten führen. Ich versuchte, den Ausschlag selbst zu beheben, indem ich Salben aus den zerstampften Blättern von Braunwurz und Ackersauerklee auftrug. Ich wünschte mir meine weiße Haut zurück, doch die Male wollten nicht weichen und sind inzwischen noch flammender geworden – seltsame Paisley-Schnörkel, die sich grundlos immer weiter ausbreiten. Tatsächlich schrie die junge Schwester Colombine beim Anblick eines besonders auffälligen Exemplars, das sich über meine Hand schlängelt, und erklärte Schwester Agnes, ich sei vom Teufel heimgesucht worden. Dieser Gedanke gefiel meiner Eldress nicht, und ihre Anordnungen waren streng.

Ich frage mich, was sie wohl mehr verstört: die Abscheulichkeit meiner Infektion oder die Bösartigkeit der Macht, die mich derartig entstellt. Kann es der Kontrast sein, den ich zu den Wundern darstelle, die so viele unserer Nachbarsiedlungen segnen? Schließlich ist es die Zeit der Seherinnen, und

obwohl bislang hier in der Stadt der Hoffnung noch keine in Erscheinung getreten ist, sind ihre Lieder und Tänze, sogar die merkwürdigen Zeichnungen, die sie anfertigen, uns allen bekannt. Was auch der Grund für den Ekel meiner Eldress gewesen sein mag, sie trennte mich von meinen Schwestern und verbannte mich für unbestimmte Zeit in das Behandlungszimmer. Ich hatte noch nie an dem Ort gewohnt, an dem ich so viele Stunden damit verbracht habe, andere zu kurieren. *Wer wird mich versorgen?*, fragte ich mich.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Nach drei Tagen Quarantäne stattete Schwester Agnes mir einen Besuch ab. Sie fand mich allein vor, denn keine andere Schwester traute sich zu mir. Sogar meine Mahlzeiten wurden mir vor die Tür gestellt; meine Essensglocke war ein kurzes Klopfen, auf das ein Getrappel von Schritten folgte. Ich schlief in einem langen, schmalen Gitterbett, die Arme dicht an die hölzernen Latten gedrängt, sodass ich dalag wie in einem Sarg. Vielleicht war ich erfahren für mein Alter, aber ich empfand meine erwachende Weiblichkeit als Last und hatte bereits viele fleischliche Demütigungen erlitten. Wie sehr ich mich nach der Einfachheit früherer Zeiten sehnte! Am liebsten hätte ich meine Brüste in meinen Körper zurückgezwängt. Und oben drein schrieb nun auch noch der Teufel auf meine Haut, wie es ihm gefiel, und ich spürte, wie sich die Verzweiflung jeden Tag schwerer auf mich senkte.

Schwester Agnes ist gekommen, um mir zu helfen, dachte ich. *Sie ist gläubig genug für uns beide. Kann ihre Frömmigkeit die Oberhand gewinnen, wo meine versagt hat? Ist sie hier, um mir das Böse auszutreiben? Steht sie mir bei, weil sie allein an meine Tugendhaftigkeit glaubt?* Sie schaute mich nur kurz an, ehe sie sprach.

»Du kannst es nicht wissen«, sagte sie und rückte die

Flaschen mit den Tinkturen zurecht, die schon perfekt aufgereiht auf den Borden standen, »aber seit du krank bist, habe ich so manche Stunde im Gebet verbracht. Ich stelle fest, dass ich voller jämmerlicher Selbstzweifel bin, denn ich muss bei meinen Unterweisungen doch auf Irrwege geraten sein. Warum sonst wärst du dermaßen besessen?«

Sie kam näher. »Wenn *das*«, sagte sie und zeigte auf meine fleckige Haut, »ein Zeichen für das Böse in dir ist, warum sollte ich dann nicht schuld daran sein? *Ich* habe dich aufgezogen. Dein Glaube ist aus den Samen erwachsen, die *ich* gesät habe. Wenn deine Frömmigkeit falsch und verfault ist, wie kann meine eigene dann wahrhaftig sein?«

Ich sah, wie ihr Tränen über die Wangen liefen, bevor sie sich rasch umdrehte, sie mit einem Zipfel ihrer Schürze trocknete und sich aufrichtete. Ich hatte sie noch nie weinen sehen, und es zerriss mir das Herz zu erkennen, dass ich der Grund für ihre Traurigkeit war und sie daher auch nicht trösten konnte. Sie wandte sich wieder zu mir.

»Ich werde es auf mich nehmen, dich eigenhändig zu reinigen«, sagte sie. »Ich werde keine Angst vor dem haben – was es auch sein mag –, was dich plagt. Ich werde dich ebenso wenig an den Teufel verlieren wie mich selbst.«

Als ich hörte, wie verbunden sie sich mit mir fühlte, war ich sicher, dass sie mich würde heilen können. Ich wusste nicht, was sie vorhatte, denn ich hatte schon alles ausprobiert, was mir einfiel, und war trotzdem noch von den Malen gezeichnet. Aber ich stellte keine Fragen, als sie mich aufforderte, mich zu erheben und zuerst meine Schürze, mein Halstuch und meine weiße Leinenhaube abzulegen, dann meinen Kragen und mein Kammgarnkleid, meinen Winterunterrock und meine Strickstrümpfe und mein Leibchen, sodass ich schließlich nackt vor ihr stand. Und obwohl ich vor Scham weinte –

ich hatte immer voll angezogen in meinem Krankenbett gelegen, bis die Nachtglocke mir mitteilte, dass meine Brüder und Schwestern sich zum Schlafen fertig machten –, blickte sie nicht beiseite und versuchte nicht, mich zu besänftigen. Ganz im Gegenteil, mein Aussehen ließ sie nach Luft ringen. Die unheimlichen Schleifen und Wedel, die sich um meinen Körper schlangen, wirkten bedrohlich – in ihrer Fremdartigkeit, aber auch in ihrer Schönheit, denn sie erschienen wie aufgemalt in einer sehr zierlichen, wenn auch entschlossenen Handschrift.

Sie zeigte auf einen Tisch mit zwei Laken und bedeutete mir, mich zwischen sie zu legen. Ich bedeckte mich gern. Mit einem seltsamen silbernen Gerät hielt sie in meinen Augen, meinen Ohren, meiner Kehle Ausschau nach Anzeichen für die Gegenwart des Teufels. Ich stellte mir vor, wie sie in den Hohlräumen meines Fleisches womöglich böse Geister entdeckte wie Maden in einem Leichnam. Ich befürchtete, sie würde mich mit Blutegeln traktieren oder versuchen, durch Schröpfen das Böse aus mir herauszusaugen, aber ich hätte mich nicht sorgen müssen. Stattdessen fuhr sie mir, während ich noch unter dem Tuch lag, mit den Händen die Arme und Beine entlang, zunächst streichelnd, dann mit knetenden Bewegungen, als wollte sie mich aus Lehm formen. Sie drückte mit den Fingern auf meinen Bauch und klopfte mir auf die Rippen, wie ich es die Brüder mit einem Holzbalken habe tun sehen, um sich zu vergewissern, dass er stabil ist. Dann senkte sie in einer Geste, die ich sehr schwer erträglich fand, ihren Kopf auf meine schmale Brust und legte mir ein Ohr auf den Busen.

Mochte Schwester Agnes auch den Teufel nicht erschrecken, so gelang es ihr doch, mich zu ängstigen. Ich konnte ihr Atmen hören – es erfolgte in kurzen Stößen – und spürte

seinen warmen Hauch auf meinen Rippen und meinem Bauch, während mir Tränen übers Gesicht rannen und das Laken unter meinem Kopf netzten. Schließlich entwich mir ein erstickter Seufzer, und sie erhob sich mit einem Ausdruck der Verwirrung. Es war, als hätte ich sie aus einem Traum geweckt, und sie entfernte sich schnell und in Gedanken verloren auf die andere Seite des Raums. Ihre Anspannung war so stark, dass ich dachte, sie hätte den Teufel vielleicht doch gefunden, irgendwo tief in mir lauernd, wo er der Reichweite selbst einer so frommen Gläubigen wie ihr entzogen war. In der festen Annahme, dass man mich fortschicken und ich für den Rest meiner Tage allein bleiben und die Stadt der Hoffnung nie wiedersehen würde, begann ich zu weinen.

Schwester Agnes trat erneut auf mich zu. Sie schob mir die Hände unter die Achselhöhlen und richtete mich in eine sitzende Position auf. Ich konnte nicht aufhören zu schluchzen – laut und abgehackt –, doch sie war jetzt sanft und achtete darauf, dass mir das Laken nicht vom Körper rutschte, als sie sich auf die Tischkante hockte und mich umschlang. Ich war schon seit Jahren nicht mehr so umarmt worden, und meine Erschütterung darüber machte meinen Tränen schneller ein Ende als eine Hand, die sich über meinen Mund und meine Nase gelegt und mich am Atmen gehindert hätte. Sie hielt mich fest und strich mir über den Kopf und dann den Rücken hinunter über meine langen Haare, die ich gelöst hatte, damit sie mich gründlicher untersuchen konnte. Ich hatte das Gefühl, in der Wärme zu schmelzen, die mein Inneres durchflutete, und fragte mich, ob dies Frömmigkeit war, die sich in mir ausbreitete und den Teufel und seine Bösartigkeit abwehrte.

Ich klammerte mich an meine Eldress, spürte aber, dass sie anfangs, sich von mir zu lösen. Ich wollte, dass das Glühen andauerte, das mich umhüllte, seit sie mich umarmt hatte. Doch

sie musste Arznei zubereiten, und während ich dem Platschen von Wasser aus einem nahen Eimer lauschte, sann ich darüber nach, wie ich meine Besessenheit durch Mutter Anns Gegenwart ersetzen könnte. Ich betete lautlos darum, dass jemand, der so gläubig und wahrhaftig war wie Schwester Agnes, mich von meinem Kreuz erlösen würde. Aus dem, was ich über ihre eigene Geschichte wusste, schloss ich, dass es einer Frau, der Vollkommenheit so wichtig ist, sicher schwerfällt, ihre Sünden zu bekennen und so ihre Seele zu reinigen. Nur eine ähnlich harte Prüfung würde mich von meinen Malen befreien können, doch ich war dazu bereit.

Am besten erinnere ich mich an die spitzen Stacheln der Bürste, die sie immer wieder auf meinem Körper kreisen ließ, bis der Aufschrei meiner gequälten Haut zu Taubheit verklang. Als sie nahezu jeden Zentimeter von mir abgeschrubbt hatte, ging sie ohne ein Wort, und ich schlief ein. Ich hatte mich tagelang nicht vom Fleck gerührt, und jetzt glaubte ich, nachdem ich das Stechen der Borsten gespürt hatte, ich sei von allen Spuren des Teufels gesäubert. In meinen Träumen meinte ich, Schwester Agnes direkt in ihr trauriges Herz zu sehen, denn ganz sicher hatte sie mich nicht so sehr verletzen können, ohne selbst zu leiden.

Ich erwachte allein zwischen Laken, die mit Blut gesprenkelt waren, erhob mich vom Tisch und zog an dem oberen Tuch, aber es haftete an meinen Wunden, als wäre es mit den krummen Dornen einer Heckenrose bewehrt. Mein unscharfes Bild im Spiegel starrte mich an, und ich hatte das Gefühl, gleich ohnmächtig zu werden, denn unter den grellroten Krin-geln, die Schwester Agnes' Bürste verursacht hatte, waren nach wie vor die Male zu sehen. Im flackernden Licht der Kerze betrachtete ich mein nacktes Selbst, ungeheilt und gezeichnet von Paisley-Wirbeln, die in der tanzenden Flamme golden

wirkten. Sie forderten mich dazu heraus, das Gute in Mutter Anns seltsamer Lektion zu finden, zu erkennen, dass Sie – *Die Mit Der Sonne Bekleidete Frau* – den Teufel in meine Seele gelassen hatte, um meine Frömmigkeit zu prüfen, und dass ich mich nur beweisen konnte, indem ich die Bürde tapfer trug. Als ich die Kerze ausgeblasen hatte und im Dunkeln dastand, wurde mir klar, dass der Versuch, mein Kreuz abzuschütteln, unter ihm hervorzukriechen, es nur noch schwerer machen würde.

Polly

Es war erst ein paar Stunden her, dass ihr Vater sie alle bedroht hatte. War er mit einer Schaufel auf Mama losgegangen? Hatte er sich angeschlichen und einen Feldstein so nahe bei dem auf dem Boden sitzenden Ben fallen gelassen, dass dessen Finger fast zerquetscht worden waren? War dies die Nacht gewesen, in der er sie alle mit einer zerbrochenen Flasche gejagt und Mama einen Schnitt in den Arm, lang wie ein Hasenohr, beigebracht hatte? Polly fiel es oft schwer, seine Rasereien voneinander zu unterscheiden.

Aber so schlimm die genannten Ereignisse auch gewesen sein mochten, die letzte Nacht ängstigte Polly noch mehr. *Mister Lackaffe*, die merkwürdige Hochstimmung ihres Vaters, seine plötzlichen Verdächtigungen... *Es wird sich etwas ändern*, dachte sie. Ihr Vater hatte einen Plan, das wusste sie genau. Er hatte mehr oder weniger klar ausgesprochen, dass er sie alle drei loswerden und die Farm dann verkaufen wollte. *Zu Tode kommt man hier leicht*, hatte er gesagt, und Polly wusste, dass er Recht hatte.

Ja, wenn sie jetzt darüber nachdachte, hatte sie Silas vor nicht allzu langer Zeit am Torpfosten lehnen und mit einem sonderbar aussehenden, in Stadtkleidung herausgeputzten Mann reden sehen. *Mister Lackaffe*: ein Mühlenverwalter, ebenso eindeutig, wie sie die Tochter eines Säufers war. Sie hatte beobachtet, wie ihr Vater auf den schnell fließenden Bach zeigte, der den bewaldeten Hang hinunterfloss – durch



Rachel Urquhart

Das zweite Gesicht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71482-7

btb

Erscheinungstermin: April 2017

Massachusetts 1842: Die 15-jährige Polly zündet die heimische Farm an, ihr brutaler Vater kommt in den Flammen um. Polly und ihr Bruder müssen fliehen und finden Zuflucht in einer Shaker Gruppe. In dieser religiösen Gemeinschaft mit strengen Regeln wähnt sich Polly sicher vor den Nachstellungen des Privatdetektivs Simon Pryor, der den Fall aufklären soll. In der jungen Shaker-Schwester Charity findet sie eine Freundin und Verbündete. Doch als Polly sich in den Augen der Gemeinschaft als „Seherin“ erweist, als eine Auserwählte mit mystischen Visionen, beobachtet man sie auch hier mehr als genau. Wird Polly unter diesen Umständen weiter ihre wahre Geschichte verheimlichen können?



[Der Titel im Katalog](#)